



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 23.

Wiesbaden, den 7. März 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„In harter Zeit“, von Arthur Brausewetter. — „Patrouille“, von Wolfgang G. S. Müller. — „Die Natur im Kreislauf des Jahres: Vorboten des Frühlings“, von Wolfgang Behm. — „Der französischen Gefangenenshaft entronnen“, Feldpostbrief. — „Das Röntgenlaboratorium im Kriege“, von Dr. H. Gradenwitz. — „3000 Rubel“, Erzählung von Martin Proskauer. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Luftige Ester“.

Zum Geleite:

Ich habe die alte Wahrnehmung gemacht, daß die sogenannten „verwöhnten Leute“, wenn sie nicht absolute Gecken sind, sich in den Wechsel der Glücksstände am leichtesten finden. Die Bekanntschaft mit den Finissen und Delftatesen des Lebens macht zuletzt ziemlich gleichgültig dagegen; ihr Wert ist ein relativer, oft geradezu imaginärer, und die flüchtigste Erkenntnis davon macht es einem verhältnismäßig leicht, diese Art von Opfern zu bringen.
Th. Fontane.

In harter Zeit.

Von Arthur Brausewetter.

Welche kriegerische Aufgabe ist denen geworden, die friedlich daheimgeblieben und manchmal über ihre Ueberflüssigkeit bewegte Klage führen?

Sie sollen ihre Kinder zu Männern und Frauen erziehen, wie unsere eisernen Tage sie brauchen. Das ist Dienst am Vaterlande von nicht zu unterschätzender Kraft. Die „königliche Kunst“ nannten die Alten die Erziehung. Wenn sie es je gewesen, dann heute.

Wir haben unsere Kinder bis jetzt zu weich erzogen. Auch sie waren zu sehr Gebilde des Friedens und der Ueberkultur, Geschöpfe der Träume mehr als der nüchtern bitteren Wirklichkeit.

Hart muß das neue Geschlecht werden! Macht energisch ein Ende mit den irreführenden Lebensbildern und Lebensvergleichen: Das Leben ein Traum, ein Schlaf und dergleichen unwahren Bezeichnungen. Lehrt eure Kinder: Leben ist Macht! Nichts anderes. Schaffe dir durch deinen Fleiß, durch deine Tüchtigkeit, deine Begabung eine Art geistiger oder sonstiger Macht. Und dann lasse sie dir nicht entreißen. Sei gut, sei großmütig, sei treu, sei deutsch! Aber vergiß nicht, daß Deutschtum in echter Männlichkeit besteht und in der Klugheit, die nicht jedem falschen Tölpel, jedem hinterlistigen Schuft gestattet, dich eines Tages als Blinden in seinen Saß zu stecken.

Sei duldsam, sei verträglich, trage nie nach! Aber niemals und unter keinen Umständen vergib dem Freunde, der dich im Stiche ließ, als du seiner bedürftest. Niemals mache mit ihm Gemeinschaft! Er ist ein niedriger Mensch. Du hast dich in ihm getäuscht. Danke Gott, daß er dich aus deinem Irrtum erweckt hat. Vergib dem Feinde — ihm nicht!

Hart muß das neue Geschlecht werden! Erzieht es in deutscher Religiosität und in männlichem Christentum. Gerade diesem hat in letzter Zeit oft genug ein verhängnisvoller Feminismus, eine tränenängige Weichlichkeit angehaftet. Vor allem haben wir der Jugend nicht den rechten Christus beigebracht, haben sie sein Bild schief und einseitig sehen gelehrt. Aus recht reicher Erfahrung weiß ich zu genau, einen wie sentimentalen Christus sich unsere deutsche Jugend, insbesondere die weibliche, zurechtmacht. Kein Wunder, wenn er dann in den harten Anforderungen des Tages versagt, wenn er einem stumm bleibt, wo man seiner am meisten bedarf. Es ist nicht wahr, daß der durch die geistige Kultur und durch die Wissenschaft hervorgerufene psychische Zweifel der Grund ist, der die erwachsene Jugend so oft von dem Glauben ihrer Kindheit, von dem Gelübde ihrer Konfirmation abbringt. Intra muros ist die Veranlassung zu suchen. Darin, daß man sie einen idornen Gott gelehrt, jenen harmlosen Abbildungen und Monumenten gleich, die ihn uns zeigen als den ehrwürdig guten alten Mann mit dem langen, weißen Barte und dem Antlitz voller Milde und Freundlichkeit. Aber nicht den Gott, der zugleich richtend wie rächend im Regiment sitzt, den unbittlich wirklichen Gott, der sich nicht spotten läßt, den weisen, starken Gott, dessen Kleid und Wesen Gerechtigkeit ist, ewige, unverschiebbare Gerechtigkeit, die sich im Schicksal des einzelnen wie in dem der Völker zeigt.

Darin weiter, daß wir „unsere“ Jugend einen Heiland lehren, der vor lauter Güte und Größe beinahe weltfremd und verträumt ammutet, der immer vergibt, immer Worte der Liebe und Nachsicht bereit hat. Aber nicht den Heiland, der unvergleichlich scharfe und starke Worte wie Schwertschreik und Donnerkeil den Pbarisäuern gegenüber braucht,

der eigenhändig eine Geißel slicht, die Krämer aus dem Hause seines Vaters zu treiben, einen Heiland, dessen eminente Weltflucht sich in Gleichnissen wie in dem vom ungerechten Haushalter, in Worten wie in jenem: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!“ in seiner hellen Größe zeigt, einen Heiland schließlich, der es selber ausgesprochen, daß er gekommen sei, nicht Frieden zu senden, sondern das Schwert.

Diese unsere Zeit bedarf des gütigen, aber auch des unerbittlich strengen, sie bedarf des gnädigen, barmherzigen, vergebenden, aber sie bedarf zugleich des männlichen, zielbewußten, welterfahrenen Heilands. Wir vergessen gar zu leicht, daß sich bei Christus trotz aller idealen Höhe seiner Weltanschauung niemals eine Abwendung von der Realität des Lebens findet. Eine in diese Zeit hineinwachsende Jugend aber darf es nicht vergessen.

Hart muß das neue Geschlecht werden! Fort vor allem mit jenem halb brutal-selbstischen, halb verschwommen-sentimentalen Glücksauffassungen. Lehrt eure Kinder in dieser eiserne Zeit, daß auch das Glück eine eiserne und keine goldschäumige Gestalt trägt, daß es nicht in der Erfüllung, sondern in der Verjagung aller möglichen Ansprüche besteht, die heute nicht mehr zeitgemäß sind. Daß wahres Glück aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt ist: seine Pflicht tun und im Einklange mit sich selber sein und bleiben! Glück, so ungefähr hat uns schon Aristoteles gelehrt, ist die höchstmögliche Kraftentwicklung gemäß unserer Wesensart. Das ist eine wahrhaft deutsche Erklärung dieses schwankenden Begriffs. Denn die Quelle aller Uebel und allen Unglücks ist die Entzweiung unserer Seele, und je wirksamer nach seiner Eigenart, je einheitlicher ein Wesen sich entwickelt, desto mehr Freude empfindet es. „Ist doch der Glaube nur das Gefühl der Eintracht mit dir selbst,“ sagt Grillparzer im „Bruderzwist“.

Zwei goldene Worte gebt eurer in diese Tage hineinwachsenden Jugend mit. Den alten Spruch: „Ich schlief und träumte, das Leben wäre Freude. Ich erwachte und siehe, das Leben war Pflicht. Ich handelte, und siehe, Pflicht war Freude.“ Und das herrliche Wort unseres Kaisers: „Leben heißt arbeiten. Arbeiten heißt kämpfen, kämpfen heißt Schwierigkeiten überwinden.“

Einige kurze Worte noch über die geistige Ausbildung unserer Jugend. Auf den unersehblichen Wert gesunder deutscher Kunst und Literatur braucht man nicht erst hinzuweisen. Ungesund hingegen für unsere Tage ist die Beschäftigung nichtreifer Menschen mit allerlei spitzfindigen Problemen, philosophischen und psychischen Lüstereien. Es gibt Menschen, deren philosophische Bildung sich in Schopenhauer und Nietzsche erschöpft. So viel uns beide zu sagen haben — Nietzsche sehr viel gerade für unsere Zeit — so ist es unmöglich, ohne die Kenntnis Kants und Spinozas diese beiden fruchtbringend und gesund in sich zu arbeiten. Gerade in diesen Studien muß nun einmal System und eine gewisse geschichtliche Entwicklung sein. Sonst verwirren sie, statt zu klären.

Was aber für die geistige Erziehung der Jugend von wesentlicherer Bedeutung ist, das ist die rechte historische Bildung. Weder die Begriffs-, noch die philosophische oder literarische Bildung vermögen heute so viel zu geben, wie die eigentlich geschichtliche. Sie, vereint mit einer wahren christlich-ethischen Erziehung, wird die Männer und Frauen hervorbringen, die unsere Zeit braucht. Der Lauf der Weltgeschichte mit ihren scheinbaren Wandlungen, ihrer scheinbaren Willkür unter dem Gesichtspunkt einer bewußten göttlichen Führung geschaut und erfaßt nach dem Worte, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, das ist die eigentlich vaterländische, ist die Erziehung an sich für unsere Zeit. Ohne das Zutun religiöser und ethischer Kräfte kann es heute keine historische Unterweisung unserer Jugend geben, wessen sie bedarf. Geschichte und Religion vereint, das sind die beiden Kräfte, aus denen ein gesundes nationales Leben allein sprossen kann. „Das Historische macht verständig, das Metaphysische beseligt, und Patriotismus und Religion sind die Pole, zwischen denen sich ein gesundes Volksleben bewegen muß,“ schrieb vor kurzem eine der weisesten Erzieherinnen unserer weiblichen Jugend, Lotte Gubalke.

Und nun das Letzte, aber nicht zum mindesten Wichtige: Liebe für die Natur! Hier gilt es nicht Unterricht, sondern Hinführung, nicht Lehre, sondern Leben. Vielleicht ist es das Beste, ja vielleicht sogar das Einzige, was wir unseren Kindern wirklich mitgeben können: Liebe für die Natur. Freilich muß man die Natur selber lieben, um seine Kinder zu dieser Liebe erziehen zu können. Aber wohin soll ein in dieser Zeit bedrängtes Herz, wohin aus allem Schweren, was es liebt und erlebt, sich flüchten, als an den nie versagenden Quell der Natur? Zu wem Menschen nicht mehr sprechen, der vernimmt die Sprache der Bäume, Blumen und Vögel. Und wer überall Kampf und wilde Gärung sieht, der findet Erquickung in ihrer geweihten Stille.

Ich las den Brief eines jungen Kriegsfreiwilligen aus dem Felde, der bald darauf den Heldentod starb. In allen Märschen, bei allen furchtbaren Eindrücken, die das jugendliche Gemüt empfing in der Kluft der Quartiere, der Unrast der Schützengräben und Kämpfe, immer und überall war sein Auge offen für die Schönheit der Natur, die ihn umgab. Nicht genug wußte er von Feldern und Wiesen, von herrlichen Baumbeständen, Hügeln und Tälern zu schreiben, selbst aus den Stätten der Verwüstung schuf sein liebender Sinn den ursprünglichen Zustand der Blüte und Fruchtbarkeit. Am meisten aber war sein Herz entzückt, wenn in seinen Schützengräben die geliebte Sonne ihre wärmenden Strahlen sandte. Er stammte vom Lande und war in der Liebe zur Natur von frühester Kindheit an erzogen. Sie gab ihm Glück und Genuß noch in den schwersten Märschen und Kämpfen, sie erleuchtete seine letzten Tage.

Macht eure Kinder hart für das Leben, lehrt sie Gott lieben, ihr Vaterland und die Natur! Mehr könnt ihr nicht tun, damit aber tut ihr alles, macht sie stark und rein zugleich für große und für schwere Zeit. „Denn die große Lehre ist auch hier,“ meint einmal Wilhelm von Humboldt, „daß man seine Kräfte in schweren Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu tun, daß man aber für sein Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentziehbar sind.“



Patrouille.

In der neuesten, eben zu uns gelangten Nummer der von uns mehrfach erwähnten und empfohlenen „Killer Kriegszeitung“ erzählt Wolfaang G. F. Müller:

„Hier sind Zigaretten, Kognak, Feuer!“ — „Danke gehorsamt.“ — „Ich hätte für Sie einen netten Auftrag, allerdings etwas kliblich.“ — „Zu Befehl, Herr Major!“ — „Beim Morgenrauen soll das Regiment anreisen, und Sie sollen die Erlundung für diesen Nachtangriff machen. Pioniere stehen Ihnen zur Verfügung. Stärke der Patrouille usw. überlasse ich Ihnen. Noch eine Frage, einen Wunsch?“ — „Nein, Herr Major.“

Von einem „Gott befohlen!“ meines Kommandeurs begleitet, verließ ich den Regiments-Unterstand, um zu meiner Kompanie zurückzukehren. Unterwegs wurde dem Bataillonskommandeur noch Meldung erstattet.

Es war 4 Uhr. Um 6 Uhr konnte ich mit der Patrouille abgeben, also noch zwei Stunden Zeit.

„Gefreiter Bardowics!“

„Patrouille, Herr Leutnant?“ Lauernden Auges, von Tatendrang durchglüht, bringt er die Frage heraus. Wenn man Bardowics rufen läßt, wittert er schon warum. Wir sind alte Freunde von so manchem nächtlichen Gange. Damals bei A... unserm ersten Gefechte, als der Hauptmann schwer verwundet zusammenbrach, trugen wir unseren lieben alten Herrn, wie wir ihn nannten, zusammen zum Verbandspfad, seitdem nahm ich den Gefreiten auf jede Patrouille mit. Zusammengekauert hockten wir nun im Unterstand. Ich wiederholte ihm den Auftrag des Kommandeurs. Die Gasse durch die Hindernisse mußten wir finden. Die Trennungsfläche zwischen den gestaffelten Gräben und die Postierungen erlunden. „Nun, das wäre ja nicht schlimm, Herr Leutnant,“ antwortete Bardowics fast enttäuscht. Nein, schlimm nicht, aber auch nicht einfach. Beim letzten Male hatten wir auch alles erlundet und beim Angriff sind sie doch gegen die Hindernisse gestoßen, statt auf dem Wege vorzugehen,

den wir mühsam herausgeholt hatten. Na, dann zu, Kabel, Drabtschere, Spaten, Holzpflocke und weißes Papier waren außer unseren Waffen die wesentlichsten Ausrüstungsgegenstände.

Zuerst ging's bis zu dem voraufgeschobenen Posten. Das ist ein Promenadenweg, den wir sorglos und aufrecht überschritten, sie schienen ja nicht, die da drüben, und sehen konnten sie uns auch nicht mehr. Es ist ein Genuss, mal wieder aufrecht zu gehen, denn krumm wird man in diesem Mausloch, dem Unterstand, in dem wir nun schon seit Wochen hocken.

Unsere Posten sind bald erreicht, wir gehen zu dem, der nahe an dem großen Baum steht, und schärfen ihm ein, wenn er in einer halben Stunde abgelöst wird, seinen Nachfolger zu unterrichten, daß wir auf Patrouille sind und an dieser Stelle zurückkommen werden. Also nicht schiefen, wenn sich etwas Verdächtiges nähert, bis sicher festgestellt ist, daß es nicht die Patrouille ist. Ein besonderes Lösungswort wird ausgegeben. Mit Hilfe des leuchtenden Kompasses orientieren wir uns, da müssen wir genau sein, denn es ist unangenehm, wenn man sich in stockfinsterner Nacht verläuft, und statt in den eigenen, in den feindlichen Graben zurückkehrt. Wir lauschen, nichts Verdächtiges ist zu hören. Dann beginnen wir unseren Besuch beim Feinde. Nur wenige Meter schleichen wir vorwärts; lauschen wieder und da alles ruhig ist, sehen wir unseren Weg fort. Schon hören wir ganz deutlich Kommandoworte von drüben. Meter um Meter kommen wir heran. Inzwischen ist es so dunkel geworden, daß man kaum die Hand vor Augen sieht. So gilt es größte Vorsicht, um ein gegenseitiges Verlieren zu verhindern. Damit wir uns Warnungszeichen geben können, nehmen wir eine 5 Meter lange Schnur und schlingeln sie jeder um seine Hand; dann schleicht Bardowicz 5 Meter vor, ich folge ihm und krieche nun meinerseits die nächsten 5 Meter voraus. So klettern wir, glatt an den Erdboden gedrückt, unserem Ziele entgegen. — Halt, was ist das? Ein kleines Zeichen mit der Schnur bringt uns nebeneinander. Hindernis! Nun gilt's den schwersten Teil des Abends zu vollbringen, es war bisher noch keiner Patrouille gelungen, den Durchschlag durch das Drahtgeweir zu finden. Es konnte lange währen, bis wir ihn gefunden haben. Was tun? Eine kurze geflüsterte Beratung. Zunächst uns durch das Hindernis hindurch arbeiten. Nicht nebeneinander schoben wir uns durch die Drähte. Vorsichtig wird die Drabtschere angefaßt, ein kaum hörbarer Knack, das leise Klirren des zurückschnellenden, durchschnittenen Drahtes. Nachdem wir den letzten Draht an jenseitigen Ende durchschnitten haben, machen wir befriedigt eine längere Pause. Der Kopf liegt auf dem verstränkten Arm, es macht sich eine gewisse Müdigkeit bemerkbar, es ist so verlockend, hier vor den Augen des Feindes einen kurzen Schlaf zu halten. Dumme Gedanken — das geht doch nicht. Da stößt mich Bardowicz an. Aha! — Da kommen sie, zwei oder drei Mann müssen es sein. Sie nähern sich, ganz ungeniert sprechend. Jetzt müssen sie ganz dicht sein. Wichtig, schon sieht man ihren Schattenriß. Ihr eigenes Hindernis wird uns zum Schutz. Trotzdem wir das wissen, schlägt das Herz, aber ein übermüdiges Gefühl, „ätsch, hier findest du mich ja doch nicht,“ behält die Oberhand. Da bleiben die Kerle stehen, vier Schritte vor uns. Sie unterhalten sich sorglos. Es sucht einem in den Fingern, die beiden vor uns niederzufallen, sie wären eine sichere Beute, doch wir haben andere Aufgaben und so müssen wir sie gehen lassen, schade. — Die paar Minuten, die sie vor uns stehen, wollen kein Ende nehmen, doch schließlich gehen sie weiter. Die Gefahr ist vorüber. Nachdem die beiden verschwunden, folgen wir in derselben Richtung, immer dicht an den Drähten, nachsehend, ob sie uns nicht den Weg, den wir suchten, durch ihr Fehlen anzeigen werden, aber immer wieder stoßen wir auf Draht, auf Draht. Da endlich: der Draht fehlt! Gott sei Dank. Jrgendwo muß nun der feindliche Schützenarabes sein, von dem wir festgestellt hatten, daß er gestaffelt ist und eine breite Lücke aufweist. Wir zogen uns einige Meter auf dem Wege, den wir gekommen waren, zurück, um feindlichen Patrouillen, die diesen Durchschlag benutzten, nicht in die Arme zu fallen. Jetzt fing es auch noch an zu regnen, aber das konnte uns nur recht sein, denn es erleichterte unseren Auftrag. Berisclung er, doch mit seinem gleichmäßigen Schütten die leisen, unvermeidlichen Geräusche bei der Bewegung. Auf's Geratewohl gingen wir nun in der Richtung auf den feindlichen Graben vor. Langsam, Schritt für Schritt. Die überanstrengten Sinne wickelten uns einen Schabernack. Wir hörten Geräusche, sahen Gestalten, Trugbilder. Ganz schwach hoben sich zur Seite Schatten von Bäumen und Häusern ab. Das mußte das Gehöft sein, in dessen Höhe die Lücke zwischen den Gräben von uns vermutet wurde.

Mit dem Spaten wurde ein kleiner Wall aufgeworfen, hinter welchem wir, dem Feinde unsichtbar, unsere mitgebrachten Zeitungen befestigten. Ein paar Zweige verhinderten, daß sie vom Winde fortgetragen wurden. Gleichzeitig gaben sie den Anschein, als hätten diese Zweige dem vom Winde getriebenen Papier hier Halt geboten. Hin und wieder blickten wir rückwärts,

um zu sehen, wie weit unser primitiver Leuchtturm seine Strahlen warf. Dort, wo er zu verschwinden drohte, wurde ein ähnlicher, neuer aufgebaut. Als der dritte entstanden war, erreichten wir die Höhe des Drahthindernisses. Wir kämpften uns durch. Mit unseren Scheren kappten wir Draht um Draht und legten so eine breite Bahn frei. Als diese Arbeit beendet, wurde einer der vorbereiteten Pflocke tief in die Erde gedrückt und an ihm ein Stück des mitgebrachten Kabels befestigt. Nach nochmaliger genauer Orientierung mit Hilfe unseres Kompasses, ging B., den Kabel abrollend, ihn mit den Fingern in den Lehm drückend, zu unserer Ausgangsstelle zurück, während ich am Hindernis entlang zu der vorher entdeckten Gasse kroch. Jetzt, wo ich wußte, wo die Stelle zu finden war, ist sie nach kurzer Zeit erreicht; auch hier wurde ein Pflock in die Erde getrieben, das Kabel daran befestigt und der Mückmarsch angetreten. Am Boden schleichend, den Draht in den Lehm drückend, ging es rückwärts. Es war eine harte Arbeit, aber sie wurde schnell und gern erledigt; denn es winkten nach erfolgreicher Arbeit noch ein paar Stunden Ruhe und vielleicht ein anerkennendes Wort des Kommandeurs. Schon ist der Baum in Sicht, in dessen Höhe wir unsere eigene Postenkette beim Mückmarsch durchbrechen wollten. Ein leises Anrufen, ein Austausch der Lösung, und mein Auftrag war erfüllt.

Nachdem ich mich erkundigt, daß Bardowicz bereits zurückgekehrt war, machte ich dem Kommandeur eine ausführliche Meldung. Dann hinein in den Unterstand.

Am nächsten Morgen waren wir im Besitz des feindlichen Grabens und hatten 400 Gefangene.



Die Natur im Kreislauf des Jahres.

Von Hans Wolfgang Behm.

Vorboten des Frühlings.

Schnuchtserschütternd läutet hier und da ein Schneeglöckchen den Vorfrühling ein. Ein Wiesen- und Laubwaldpflänzchen, dessen nähere Betrachtung uns das in seinen Tiefen immer noch nicht restlos begründete Gesetz, — daß „Leben“ unter den mannigfaltigsten Bedingungen sich gestalten läßt —, in seinem geheimnisvollen Wirken geradezu vielseitig zeigt. Verrät doch die Gesamtanlage der einzelnen Pflanzenteile, wie überaus kunstförmig hier ein Sichanpassen an noch fast winterliche Verhältnisse erwirkt ist, wie u. a. drei prächtige Blumenblätter im noch unbelaubten Walde die ersten, spärlichen Insekten zur Fremdbestäubung anlocken, wie die innere Blüte sich gegen kalte Nächte schützt, wie auch bei allzuschlechter Witterung und dem sich daraus folgernden Ausbleiben der Bestäubung das Pflänzchen einem frühen Aussterben insofern vorbeugt, daß es mit Hilfe der Brutzwiebel in ein weiteres Jahr hinüberrettet.

In ganz besonders warmen Gegenden leuchten wohl auch die goldklaren Blütensterne des Scharbockkrautes, blüht verschwiegen ein zartes Maßliebchenköpfchen, verschlingt das Unkraut Vogelniere seine jungen, niederliegenden Stengel oder entfaltet in Gebirgswäldern der Kellerhals oder Seidelbast seine ungefüllten, schön rosenroten Blüten.

Mitunter wiegt ein frisch brausender Vorfrühlingswind die Zweige des Haselnußstrauches und goldregen-gleich schwärmt fruchtsegrender Blütenstaub zwischen Kahl- und Geäste. Die unansehnlichen, bereits im Herbst angelegten Blütenköpfchen sind jetzt zu schwankenden Köpfchen geworden, zu „Troddele“, die um ihre Längsachse Dutzende sorgfältig überschuppte sogenannte männliche Staubblüten tragen. Kleine unscheinbare Gebilde, verdickten Blattköpfchen gleich, aber an der Spitze von einem zierlichen Kranze purpurroter Fäden umsäumt, stellen die weiblichen Blüten dar. Eine Narbe ist das einzelne Fädchen und führt jeweils zu einem wohlgeschützten Fruchtknötchen. Staub-

blätter und Stempel sind also hier bei ein und derselben Pflanze auf verschiedene Blüten verteilt. In dieser Hinsicht ist der Haselnußstrauch eine „einhäufige“ Pflanze, und da nur der Wind die Bestäubung vermitteln kann, als solche ein „Windblütler“. Wie anders verhält sich daher diese Pflanze den „Insektenblütlern“ gegenüber, wie innig verknüpft ist eine großartige Anpassung sogleich wieder mit einer anderen, wie überzeugend springt hier die Logik schaffender Naturgesetze in die Augen. Farbenprangende Blumenblätter, Duft und Honig fehlen den Blüten, denn Insekten bestäuben ja nicht, da diese äußerst spärlich oder überhaupt noch garnicht zum Leben erwacht sind, wenn der Hasel blüht. Ein Sichdehnen und Biegsamwerden der einzelnen Blütenköpfchen kurz vor der Entfärbung, ein Hängen der „Troddeln“ an dem Ende kurzer Ästchen, die ihrerseits wieder an dünnen Zweigen sitzen, ein Blühen des Haselstrauches zur Zeit des unbelaubten Waldes, all das gewährt dem Wind eine gute Angriffsfläche und versetzt ihn in die Lage, „sachgemäß zu schütteln“. Das Stäuben endlich des Haselstrauches zur Zeit, da häufig Winde wehen, ein Sichöffnen der Staubblätter nur bei trockenem, gelindem Wetter hat ein richtiges Verwehen des Staubes zur Folge, so daß da und dort ein Körnchen auf eine Narbe gelangen kann, zumal der Hasel meistens in größeren Beständen auftritt. Sind bei unerwartet einbrechender Windstille überreife Staubbeutel gezwungen, sich zu entleeren, so ist auch in diesem Falle dafür gesorgt, daß nicht allzuviel verloren geht. Ein gut Teil Blütenstaub bleibt nämlich auf den wagrecht stehenden Kästchenschuppen liegen, harrend, bis ein neuer Hauch des Liebesboten Wind ihn dahin trägt, wo er neues Leben schenken kann. So ließe sich der Faden unendlich weiter spinnen . . .

Ein sinnvolles inniges Studium dieser Pflanze — zu dem hier nur die Anregung gegeben sein soll — wird dem Naturfreund gerade in biologischer Hinsicht ein reiches Feld ungeahnter Merkwürdigkeiten erschließen, das nach so und so viel Seiten hin wesentlich dazu beiträgt, Organisches im Kreislauf ewigen Werdens und Vergehens, in seiner kosmischen Harmonie zu verstehen.

Auch die Schwarzerle, vereinzelt an den Ufern der Gewässer, oder zu oft ausgedehnten Beständen im Erlendbruch vereint, beginnt zu säubern, läßt vom Winde Fruchtstaub auf die Stempelflächen tragen, die sich dann späterhin durch Verholzung der bleibenden Schuppen zu den reizenden, eiförmigen Fruchtständen ausbilden.

Auch in der Tierwelt wird's lebendiger. Vereinzelt trifft man den Star an, der auf hoher Baumeszinne oder auf dem Stängchen seines künstlichen Nistkästchens sitzend von lauter glückseligen Tagen zu schwärzen scheint und sein herrlich grün und purpur schillerndes Gefieder, dessen Federspitzen jetzt noch nicht die weiße Zeichnung tragen, oftmals schier etwas prozentrhaft ausbläht. Teilweise mit Insekten muß er vorliebnehmen, denn daß auch diese mittlerweile schon erwacht sind, verrät ein lustig tanzender Mücken-schwarm. Ueberall, wo sich geeignete Seen und Teiche finden, haust das schiefergraue, weißbeschnabelte Wasserhuhn und denkt an den Bau des Nestes, das auf alten Rohrstopeln, umgeknickten Rohrkhalmen und dergleichen errichtet wird.

Mit den bisweilen seltsam klingenden, dumpfen Quäk-tönen der buntfarbenen, herrlich gezeichneten Stockente, der Stammutter unserer Hausente, mischt sich das beim Aufschrecken langgezogene „Kähkähkäh . . .“ der großen, im Grunde braun bis gelblichgrau gefärbten Wildgans, die in Familien oder kleineren Gesellschaften geeignete Nistorte sucht und ihre Ankunft durch fröhliches Geschrei kundgibt.

An gelinden Tagen des sich zu Ende neigenden Monats huschen bereits einige unserer einheimischen Flattertiere, besonders Zwerg- und Mopsfledermaus, mit gespensterhaftem Sitzackfluge durch das Dämmerndunkel, während am hellen Sonntag Eichhörnchen im gesammelten Eichelvorrat am Fuße der Bäume rumoren oder sich in tollen Sprüngen jagen. Meister Grimbart hat ausgeschlafen, sein Fettränzchen ist geschwunden, und die Dächsin kommt ins Wochenbett, um 3 bis 5 Jungen das Leben zu schenken.

Für den Weidmann ist die Zeit gekommen, da er den Abschluß des Reh-, Dam- und Rotwildes am besten ruhen läßt. Gegen Norden im Riedrich befindliche Enten und Gänse werden noch auf dem Einfall geschossen. Wildfütterung findet weiterhin statt und auch „Neuen“ werden benutzt. Vorwiegend kleineres Raubwild tritt in seine Fortpflanzungszeit. In der Jägersprache „rollen“ deshalb die Füchse, „ranzen“ Marder, Iltis, Wildkatze und Fischotter und „rammeln“ die Hasen. Starke Hirsche werfen bereits ab. Der Winterhieb im Hoch-, Mittel- und Niederwald wird fortgesetzt, im letzteren aber nur, sofern man nicht Futterlaub gewinnen will. Ist die Gewinnung eines solchen beabsichtigt, so wird der Hieb im Niederwald bis Ende Mai verschoben. Mit Durchforstungen oder planmäßigen Hieben wird begonnen, die schlechtgeformte, überwachsene und solche Stämme, durch deren Fortnahme Zuwachsstörungen beseitigt werden, aus einem Bestand entnehmen. Die am Kopfe 3 bis 4 Meter hoher Stämme hervorsprossenden Ausschläge (Kopsholz), wie an Weiden, Pappeln, Eichen, Hainbuchen, Akazien, Ulmen, Eschen, Ahornen, werden abgehauen und als Kleinnutzholz zu Flechtwerk, Reifen, Brennholz oder Viehfutter benutzt. Das an Ueberschwemmung ausgelegten Orten aufgelagerte Fällholz wird baldmöglichst fortgeräumt oder man wendet die nötigen Sicherheitsmittel gegen etwaiges Fortschwimmen des Holzes an. Kleines Gerätholz wird für den Flößereibetrieb beschafft und an den Waldwegen findet Steinabfuhr statt.

Neben dem Brechen von Kiefern-, Fichten- und Lärchenzapfen sammelt man Samen der Esche und Akazie und den der Erle auf dem Wasser. Die ersten Bodenbearbeitungen schreiten vorwärts und man beschneidet in den Pflanzkämpen (Baumschulen, Pflanzschulen, Pflanzgärten) sorgfältig die Laubhölzer. Der Forstschutz richtet sein Augenmerk uneingeschränkt auf Puppen des Kiefernspanners und der Kieferneule, Kokons der Blattwespen und Raupen des Kiefernspinners im Winterlager. Das Räten und die Keimbefruchtung finden ihre Beendigung, neben strichweisen Probeleimungen legt man zu Ende des Monats Keimringe gegen die Raupen des Kiefernspinners an. Gegen zeitig schwärmende Borkenkäfer werden in Kiefernrevieren Fangbäume gefällt. Unter letzteren versteht man frischgefällte Bäume, in welche die Borkenkäfer mit Vorliebe ihre Eier ablegen, sobald das Abwelken beginnt. Sind die Fangbäume von den Käfern „angenommen“, so werden sie entrinde. Die Rinde wird verbrannt und damit die darin steckende Brut vernichtet. In den Buchenschonungen werden Mäuse mit Weichholzreisig gefüttert, um ein Benagen der Pflanzen zu verhindern. Befinden sich in der Nähe der Wälder größere Flußläufe, so werden daselbst an den Uferböschungen die sog. Faschinen (Reisigbündel) revidiert, bezw. teilweise durch neue ersetzt.

Bei der Fischerei ist dem Bericht über den vorhergehenden Monat nichts Wesentliches hinzuzufügen.



Der französischen Gefangenschaft entronnen.

Feldpostbrief.

Eine ganz abenteuerliche Geschichte erlebte der Verwundete, der den nachstehenden, in der „Eüdd. Zit.“ erschienenen Feldpostbrief geschrieben hat. So eigenartig, wie er in französische Gefangenschaft geriet, entran er ihr auch wieder, und es ist als ein wahres Wunder zu betrachten, daß er glücklich mit dem Leben davon gekommen ist.

Unsere Batterie war den Tag über im Feuer gestanden, die Nacht brach herein, und es fing an zu regnen. Ich machte mich auf den Weg, Zeltbahnen bei rückwärtigen Proben zu holen. Bei der Rückkehr über eine Anhöhe in der Dämmerung geriet ich in französisches Granatfeuer, eine Granate freipierte dicht neben mir, betäubt fiel ich zu Boden.

Als ich, vom Regen durchnäßt, wieder zu mir kam, tat mir alles weh und ich glaubte: „Mit mir ist's aus!“ Der Kopf war mir, es fror mich jämmerlich, und ich stürrte am ganzen Leibe. Endlich bemerkte ich, daß ich mich bewegen konnte und probierte aufzustehen, und brachte es auch zu meiner Freude fertig. Es brachte wieder einige Male, und ich war froh, in dem von der Granate aufgeworfenen Loch mich verkriechen zu können. Da entdeckte ich, daß es mir warm vom linken Ohr herunterlief, ich fühlte, daß ich da getroffen war und merkte auch, daß mir der linke Ringfinger beinahe abgeschossen war. Der Schmerz war aber ganz mäßig. Ich beschloß, meine Batterie aufzusuchen; mit Hilfe meiner Taschenlampe suchte ich meine Feldbahnen zusammen und stapfte fürbaß, nah bis auf die Haut und schwach vor Hunger und Blutverlust.

Nach längerem Marsch — ich mußte ganz falsch gegangen sein — höre ich das Stampfen von Pferdehufen im weichen Lehmboden. Ich vermutete Leute von mir. Sie bemerkten mich allem nach nicht und so rief ich: „Wer da?“ Antwort: „Hier Kameraden!“ Ich: „Hier ein Verwundeter!“ Es regnete in Strömen und stürmte, Nacht war es auch, und so sah ich weiter nichts als zwei Weitergestalten, die ich für deutsche Offiziere hielt. Einer fragte mich, woher ich komme, wo und wie ich verwundet worden sei, auch fragte er mich nach meinem Regiment, Armeekorps, was für Armeekorps rechts und links von uns und dergleichen. Aber auf einmal blieb der Frager stehen und brauchte einen ganz falschen Ausdruck. Da wurde ich stübzig und knipfte meine Taschenlampe an. Zu meinem Schrecken sehe ich rote Hosen! Schnell lasse ich Taschenlampe und Feldbahnen fallen und ziehe den Revolver. Eben wollte ich entschleunern, aber das Herausziehen des Revolvers mit der einen unverwundeten Hand ging zu langsam, und so hatte mich plötzlich der andere der beiden Reiter, der inzwischen abgestiegen war, am Krage, er entriß mir meinen Revolver, und ich konnte mich, da ich zu entkräftet war, nicht weiter wehren. Nun ging die Fragererei weiter. Ich gab jedoch keine Antwort mehr, worauf der Frager von vornhin sagte: „Wir werden Sie schon noch sprechen lehren.“ Sie redeten nun französisch miteinander, und der, welcher mich bisher festgehalten hatte, band mich an sein Pferd. Im Schritt und Trab ging es feldein, teilweise an einem Waldbrand entlang — wie lange, weiß ich nicht; mir kam es lang vor, ich konnte fast nicht mehr weiter. Wir stießen nun auf französische Vorposten und kamen nach einiger Zeit in ein französisches Gehöft, wo sie mich, da ich nicht mehr weiter konnte, in eine Scheune zu französischen Verwundeten brachten, es mögen etwa 30 gewesen sein, offenbar auch schwerverwundete darunter. Man übergab mich einem, der etwas deutsch radebrecte.

Ich sank vollständig erschöpft auf dem Scheunenboden nieder, zunächst unfähig, etwas zu denken. Zum Schlafen war ich aber zu aufgeregert. Als ich ein wenig ausgeruht und erholt war, kamen mir Fluchtgedanken. Ich bat, austreten zu dürfen, was mir ohne weiteres gewährt wurde. Beim Hinausgehen sah ich Gewehre, Mäntel, Tornister, Samaschen am Boden liegen in richtigem Durcheinander. Die Laterne, die an der Scheune hing, ließ mich das erkennen. Rasch entschlossen nahm ich eins der Gewehre auf nebst einem Mantel und Käppi mit dem Gedanken: Entweder frei oder tot! Den Weg, den wir hergekommen, machte ich so schnell, als mir möglich war — es war aber nicht schnell. Man denke, meine Wunden waren nicht verbunden, das Ohr hatte fürchterlich geblutet und der abgeschossene Finger schmerzte! Bald stieß ich auf marschierende Franzosen, die hinausziehen, überhaupt war dieser Weg trotz der Nacht ziemlich belebt. Dieser Trupp machte mir einen niedergeschlagenen Eindruck; Raffe, Nacht und Müdigkeit hatten ihnen zugesetzt. Ich hielt mich wohlweislich am Ende der Abteilung, um ja nicht in ein Gespräch zu kommen.

Nach kurzem Marsch bogen sie links ab, ich jedoch allein ging geradeaus. Da ich mich auf dem Weg nicht sicher glaubte, marschierte ich seitwärts auf Ackerfeld, mit der Absicht, an den mir bekannten Waldbrand zu gelangen. Auf einmal schlugen französische Laute an mein Ohr, ich war an einen ihrer Posten geraten. Er rief mich nicht an, sondern parlierte mit mir, hielt mich natürlich für einen der Ihrigen. Ich wollte an ihm vorbei und machte „Fit!“, als wäre ich Patronille, und er sollte nicht laut werden. Da hielt er sein Gewehr wie einen Schlagbaum mir vor und redete wieder. Jetzt gilt's, dachte ich, er oder ich! Ich sah mein französisches, mit Bajonett versehenes Gewehr, so gut ich konnte und stieß zu. Mit einem gurgelnden Laut brach er zusammen. Ich ging schnell weiter, mir war unheimlich zu Mute.

Eine geraume Zeit war ich drauf losmarschiert in der Richtung, in welcher ich unsere Truppen vermutete. Mit Gottes Hilfe gelang es mir auch, sie zu finden. Ein deutscher Posten rief mich an — welche Bonne, wieder deutsche Laute zu hören! Ich rief: „Hier ein Kamerad!“ Der Posten fragte mich aus, und da meine Aussprache mich offenbar als Deutscher auswies, ließ er mich

passieren, nicht ohne daß er mir meine Wunden verband. Mit Staunen hörte er, daß ich gefangen gewesen sei. Nach dem nächsten Dorf fragte ich mich durch und kam mit der Morgendämmerung dort an, müde zum Sterben, und bekam nach 36 Stunden wieder die erste Nahrung. Ich war gerettet.



Das Röntgenlaboratorium im Kriege.

Von Dr. A. Gradenwitz.

Es ist schwer zu sagen, wie ein Kriegslazarett ohne Röntgenapparat auskommen könnte. Wenn ein solcher Apparat schon zu gewöhnlichen Zeiten für Krankenhäuser unentbehrlich ist, so ist man bei der Behandlung der mannigfachen Schußwunden in noch weit höherem Maße auf seine Dienste angewiesen.

Handelt es sich zum Beispiel um Steckschüsse, so braucht man das Röntgenverfahren zur Bestimmung von Form und Sitz des Geschosses. Bei Knochenbrüchen, sog. Schußfrakturen, die im Gegensatz zu den in gewöhnlichen Zeiten vorkommenden oft von starker Splitterung begleitet sind, gestattet die Röntgendurchleuchtung eine genaue Prüfung der Verletzung in allen für die Behandlung in Betracht kommenden Einzelheiten. Häufig erkennt man auf diese Weise, daß die Verletzung viel schwerer ist, als man nach den klinischen Symptomen vermuten würde. Auch bei der weiteren Behandlung sind Röntgenaufnahmen zur fortwährenden Kontrolle von größter Wichtigkeit; wie sollte man ohne sie z. B. wissen können, ob die Verschiebung der Knochensplitter ausgeglichen ist oder weitere Maßnahmen erforderlich sind?

Unter diesen Umständen ist es von größtem Werte, daß die Röntgeninstrumentarien durch die fortlaufenden Verbesserungen der letzten Jahre vereinfacht worden sind, daß sie auch im Felde, im improvisierten Lazarett hinter der Front, benutzt und sogar Angeübten in die Hand gegeben werden können. Wichtig ist auch, daß das Röntgenverfahren dem Patienten keinerlei Schmerzen bereitet und daß es keine Gefahren mit sich bringt.

Ein Röntgeninstrumentarium besteht entweder aus einem Induktionsapparat mit Unterbrecher oder aus einem Transformator im Eisenmantel, der hochgespannten Wechselstrom in pulsierenden Gleichstrom hoher Spannung umwandelt. Letzgenannte Apparate sind nicht nur handlicher; sie geben auch eine höhere Leistung und gestatten daher z. B. Momentaufnahmen mit Belichtungszeiten von Bruchteilen einer Sekunde — bis zu 1/100 Sekunde.

Ein mustergültiges Röntgenlaboratorium für Kriegszwecke ist von den Siemens-Schuckertwerken in dem „Ver einslazarett“ zu Siemensstadt bei Berlin eingerichtet worden, das im Einvernehmen mit dem Roten Kreuz und der Heeresverwaltung ins Leben gerufen worden ist. In vier Stockwerken sind dort 400 Betten untergebracht, die auf 7 große Säle und 18 Einzelzimmer verteilt sind. Ein modern eingerichtetes, geräumiges Operationszimmer ermöglicht die Ausführung auch der größten chirurgischen Eingriffe, — fast ausnahmslos an Hand der vorher hergestellten Röntgenaufnahmen —, und in einem anderen Raume sind elektro-medizinische Apparate untergebracht, von denen noch weiterhin die Rede sein soll.

Bei dem Anschluß des Röntgeninstrumentariums kommt es in erster Reihe auf die verfügbare Spannung und Stromart an; es kann sich um Gleichstrom von 110, 220 und 440 Volt, aber auch um Drehstrom und Wechselstrom verschiedener Spannung handeln. Nach einem von Siemens und Halske erfundenen Verfahren ist es möglich, auch bei

direktem Wechselstromanschluß, d. h. ohne Umformung, Momentaufnahmen herzustellen. Dieselben Konstrukteure haben in Anbetracht der Bedeutung des Röntgenverfahrens für die erste Behandlung tragbare Röntgeneinrichtungen gebaut, die vor allem in den Etappenlazaretten benutzt werden. Diese Apparate bestehen aus einem Induktor mit Quecksilberunterbrecher und einer Vorrichtung zur Stromerzeugung — einer tragbaren Benzindynamo — und sind daher von jedem Netzanschluß unabhängig. Außerdem sind sie aber mit Regulierungsvorrichtungen, photographischen Einrichtungen und allem sonstigen Zubehör versehen. Mittels eines Verstärkungsschirmes kann man mit einem derartigen Apparat zwar keine Momentaufnahmen, aber doch recht schwierige Aufnahmen mit wenigen Sekunden Belichtungszeit herstellen. Die einzelnen Teile des Instrumentariums werden auf Lastkraftwagen verladen, die sonst zum Transport von Verwundeten Verwendung finden können. Auch für Schiffslazarette und Lazarettsschiffe sind besondere Typen geschaffen worden.

Neben dem Röntgeninstrumentarium finden im Kriegslazarett auch mancherlei elektro-medizinische Apparate Verwendung, die die Röntgenbehandlung unterstützen und ergänzen und zum Teil auf ähnlichen physikalischen Grundlagen beruhen. Auch die elektrische Temperaturmessung und Kontrolle wird, ähnlich wie in einer Fabrikanlage, im modernen Lazarett benutzt; sie tritt an Stelle der sonst üblichen mehrmals täglich vorgenommenen Temperaturbestimmung mit dem Thermometer und gestattet, den Verlauf der Fieber-temperatur ständig zu verfolgen und nicht nur auf die Diagnose, sondern auch auf die Wirkung von Medikamenten und Heilmethoden wichtige Schlüsse zu ziehen.

Um nun nochmals auf das eigentliche Röntgeninstrumentarium zurückzukommen, so gehört zu den wichtigsten Hilfsvorrichtungen die Blende, mit deren Hilfe die im Körper des Patienten entstehenden sekundären Strahlen abgehalten werden. Ähnlich wie die Blende des photographischen Apparates, dient diese Vorrichtung daher zur Erhöhung der Bildschärfe.

Ein weiterer wichtiger Bestandteil ist das verschiebbare Stativ, mit dessen Hilfe der Patient in die jeweils erforderliche Lage gebracht und jede nachträgliche Verschiebung seines Körpers vermieden wird.

Von der allergrößten Bedeutung für gutes Gelingen einer Röntgenaufnahme oder Durchleuchtung ist die Röntgenröhre selbst. Für die verschiedenen Zwecke müssen stets eine ganze Anzahl Röntgenröhren verschiedener Typen, vor allem von unterschiedlicher Härte, vorhanden sein. Braucht man doch z. B. für länger dauernde Durchleuchtung Röhren mit besonderer Kühlung — Wasser- oder Luftkühlung. Zur Erzielung guter, struktureicher Bilder benutzt man ferner Röhren von nicht allzugroßer Härte, d. h. Röhren mit mäßigem Vakuum, die Strahlen von verhältnismäßig geringer Durchdringungskraft aussenden. Andererseits ist z. B. bei Aufnahmen der Wirbelsäule oder des Beckens eine ziemlich harte Röhre erforderlich, da sonst das Muskel- und Fettgewebe nicht durchdrungen und die Knochen nicht mit genügender Schärfe zur Abbildung gelangen würden.

Bei Magen- und Darmaufnahmen und überhaupt dort, wo es sich um die Sichtbarmachung sonst unsichtbarer Teile handelt, wird dem Patienten vorher eine sogenannte Kontrastmahlzeit verabreicht, die ein für die X-Strahlen undurchdringliches Schwermetall, z. B. Wismut, enthält. Nach Oberarzt Dr. Ulrichs, dem leitenden Arzt des Vereinslazarettes Siemensstadt, kann man sogar die Richtung eines Schußkanals durch Auspudern mit Dermatomol im Röntgenbild sichtbar machen.



3000 Rubel.

Erzählung von Martin Proskauer.

Timofej Sudajeff, der Schreiber aus dem Proviantamt, zog seinen Uniformrock zurecht, setzte die Mütze auf und sagte zu dem Kleinen, dicken Getreidehändler, der ihn zur Tür begleitete:

„Du weißt, Paschka, Bruderherz, ich tu dir gern einen Gefallen; aber diesmal geht es nicht. Der neue Oberst ist zu streng, er nimmt wirklich nichts!“

Und fassungslos fragte Pawel Semjonow, der Getreidehändler:

„Wirklich, er nimmt nichts, garnichts?“

„Nichts,“ bekräftigte der Schreiber, „nicht einmal viel!“ und dabei schüttelte er den Kopf, um dem Freunde seine Anteilnahme und zugleich die Zwecklosigkeit weiterer Unterhaltungen über diesen Gegenstand anzudeuten. Dann ging er seiner Wege.

Pawel Semjonow schloß die Tür seines Kontors und setzte sich in tiefem Nachdenken vor das Schreibpult. Noch einmal nahm er die Haferlieferungs-vorschrift, für die auch er sein Gebot abgegeben hatte, in die Hand. Freilich, 50 000 Pud Hafer waren keine Kleinigkeit. Der Glückliche, der den Auftrag von der Intendantur bekam, hatte für ein paar Jahre ausgesorgt. Aber wie sollte man darauf rechnen, selbst so glücklich zu werden, wenn der maßgebende Herr, der neue Oberst, nichts nahm? —

Lange blieb der ehrenwerte Kaufmann Pawel Semjonow vor seinem Tisch sitzen und stützte den Kopf in die Hände, bis er einen Entschluß faßte. Wenigstens eine Probe wollte er machen. Freund Timofej, der Schreiber, hatte zwar abgeraten, aber — vielleicht nahm der Oberst doch!

Er ging an den Geldschrank und öffnete ihn:

„Aber vorsichtig, Herzchen, vorsichtig,“ brummte er vor sich hin, „nimmt er, ist es sehr schön — nimmt er nicht, muß man vorsichtig sein!“

Dann zählte er aus dem Schrank dreißig glatte neue Hundertrubelscheine ab und tat das Geld in einen sauberen, großen, weißen Briefumschlag mit dem Ausdruck der Firma: „Pawel S. Semjonow, Getreide u. Kommissionen engros“. Was „engros“ war, wußte Herr Pawel Semjonow allerdings selbst nicht, aber der Drucker hatte es hinzugesetzt, und es nahm sich sehr gut aus. —

Nun zog er den Pelz an, nahm den inhaltreichen Umschlag in die Hand und ging geradenwegs die Straßen entlang zu dem großen, grauen Gebäude, in der die Intendantur des Armeekorps untergebracht war.

Ein paar Rubelstücke an die postenstehenden Soldaten halfen nach, und bald stand er im Zimmer des Oberst, der hinter einem flachen großen Tisch saß und eifrig schrieb. Pawel Semjonow brachte sein Anliegen vor.

„Wegen der Haferlieferung?“ sagte der Oberst gleichmütig. „Da mußt du eben dein Angebot einreichen, wie alle anderen auch!“

„Zu dienen, Euer Hochwohlgeboren,“ sagte Semjonow; „das habe ich natürlich schon getan, wenn Euer Gnaden gestatten. Aber ich wollte Euer Gnaden selbst auf meinen Hafer aufmerksam machen. So einen Hafer haben Euer Gnaden noch nicht gesehen!“

„Na ja, und was soll's?“ fragte der Oberst ungeduldig.

„Wenn Euer Hochwohlgeboren die Güte hätten, sich zu überzeugen,“ sagte der dicke Getreidehändler und drehte den weißen Briefumschlag in den Händen, „mein Hafer ist...“

„Das gib's nicht, Dummkopf,“ unterbrach ihn der Oberst, „der beste Hafer wird gewählt, und damit Schluss!“

„Ergebensten Dank, Euer Gnaden,“ diente Semjonow; „dann bin ich schon beruhigt, denn mein Hafer ist bestimmt der beste!“ —

Er legte den Brief auf das Pult, nahm seine Pelzmütze, während der Oberst schon längst weitersah, und stolperte zur Tür hinaus. Dann lief er die Treppe hinunter auf die Straße und rannte aus Leibeskräften weiter, bis er im nächsten Polizeibüro verschwand. —

Als die Uhr zwölf schlug, hörte der Oberst mit seiner Arbeit auf und erhob sich. Da fiel sein Blick auf einen großen Brief, der einsam, wie vergessen, auf der Tischkante lag. Er griff danach, riß ihn auf und fand darin 3000 Rubel in Papiergeld. Erstaunt drehte er das Bündel Scheine in seinen Händen, da sah er den Firmenaufdruck: „Pawel S. Semjonow, Getreide u. Kommissionen engros“.

Der Oberst warf das Geld auf den Tisch:

„Na warte, du verdammter Kerl!“, knurrte er, „das also verschaffte mir die Ehre — diese Frechheit werde ich dir eintränken!“

Er ging an das Telephon und rief den Vorsitzenden des Kriegsgerichts an. Und da seit Kriegsbeginn das Standrecht in der Stadt erklärt war, ging das Verhängnis einen schnellen Weg. Eine Stunde später sah der Kaufmann Semjonow schon in der Zelle des Militärgefängnisses; und wiederum zwei Stunden später trat er, von Gendarmen geführt, in den kleinen Gerichtssaal, wo auf erhöhten Sitzen die Kriegsgerichtsräte mit finsternen Mienen saßen. Zur Seite stand der Oberst aus der Intendantur.

Auf die Rede des Anklägers hin, die den Getreidehändler, Kaufman 2. Gilde Pawel Semjonow der versuchten Bestechung beschuldigte, machte der Angeklagte ein harmlos erstauntes, ja gekränktes Gesicht.

„Ich, Euer Erzellenz,“ sagte er entrüstet, „ich hätte einen Offizier, einen Beamten unseres Zaren — den Gott schützen möge — bestechen wollen? — Niemals!“

Der Militär Richter fuhr ihn an:

„Angeklagter, wollen Sie etwa leugnen, daß Sie die Absicht hatten, den Herrn Oberst hier zu bestechen?“

Semjonow machte in unendlichem Erstaunen den Mund weit auf:

„Ich — ich,“ stotterte er, „ich schwöre bei allen Heiligen, nie hätte ich das gewagt!“

Der Richter wandte sich an den Oberst:

„Herr Oberst, wollen Sie die Güte haben und dem Angeklagten selbst den Beweis vorlegen, damit er einsieht, daß sein freches Leugnen nichts hilft!“ —

Der Oberst zog einen weißen Brief aus der Tasche, dem er langsam ein Bündel Rubelscheine entnahm. Pawel Semjonow stieß einen freudenschrei aus: „Gott sei gelobt, Euer Gnaden, das ist ja mein Geld, mein geliebtes Geld! Euer Hochwohlgeboren selber haben gerührt, mein Geld zu finden!“

„Ja,“ sagte der Oberst, „du frecher Kerl, auf meinem Schreibtisch!“

Semjonow schlug sich mit der Hand vor den Kopf, daß es knallte:

„Ich Esel, ich alter Narr,“ schrie er, „überall habe ich das Geld gesucht, jedes Eckchen in meinem Hause habe ich umgekehrt nach meinen verschwundenen dreitausend Rubeln, zur Polizei bin ich gelaufen, und dabei habe ich es bei Euer Gnaden vergessen!“ —

Die Richter sahen sich unsicher und erstaunt an.

„Angeklagter, ist das wahr?“ fragte der Vorsitzende.

„So wahr mir Gott helfe und ich ein rechtgläubiger Russe bin,“ antwortete Pawel S. Semjonow feierlich und schlug das Kreuz.

Der Vorsitzende erhob sich.

„Sie wollen der Polizei den Verlust gemeldet haben? Wo denn?“ —

„In meinem Bezirk, Euer Erzellenz,“ sagte der Getreidehändler, „auf das Amt in der Prokußkaja bin ich wie ein Verrückter gelaufen und hab' den Verlust angezeigt — so wahr ich rechtgläubig bin!“ —

Der Richter winkte einem der Gendarmen, der zur Tür ging und bald mit dem Bescheid wiederkam, der Herr Polizeikommissar ließe sagen, daß heute früh der Kaufmann Semjonow erschienen sei und das Verschwinden von 3000 Rubel Papiergeld in einem weißen Brief ordnungsgemäß zu Protokoll gegeben habe.

Die Richter steckten die Köpfe zusammen, dann erklärte der Vorsitzende den Angeklagten für freigesprochen.

Zu dem Oberst gewendet sagte er:

„Darf ich um das Geld bitten, Herr Oberst, damit ich es dem Kaufmann Semjonow hier aushändigen kann?“

Der Oberst überreichte den Umschlag dem Vorsitzenden, der ein Protokoll diktirte und Pawel Semjonow zum Unterschreiben an den Tisch rief. Dann gab er ihm den Umschlag mit dem Geld und sagte freundlich:

„Herr Kaufmann Semjonow, Sie können gehen!“ —

Und Pawel S. Semjonow ging unter tiefen Verbeugungen zur Tür, die krachend hinter ihm ins Schloß fiel. — —

Auf der Straße blieb der Getreidehändler stehen, nahm die Pelzmütze ab und kratzte sich den Kopf:

„Da habe ich mich gut aus der Schlinge gezogen,“ dachte er zufrieden, „und sogar mein schönes Geld habe ich gerettet!“

Mit stillem Schmungeln suchte er in den Taschen des Pelzrocks, bis er in der Innentasche den Brief fand. Er zog ihn heraus und ließ, halb unbewußt zählend, die Hundertrubelscheine durch die Finger gleiten. Plötzlich blieb er stehen, riß die Augen auf, stierte auf den Weg, den er gekommen war, und dann auf die Fenster des Gerichtsgebäudes hinter denen er eben noch gestanden hatte. Wieder und wieder zählte er das Geld in seinen Händen, schüttelte den Kopf und sah sich um. Dann durchwühlte er die Taschen — aber alles Zählen und Suchen half nichts. Denn statt der dreitausend Rubel, die er heute früh aus dem Geldschrank genommen hatte, hielt er nur noch zehn Hundertrubelscheine in der Hand! — — —



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Ein Heldenstück.

Ihr könnt Euch nicht vorstellen, in welcher Lage ich Euch diesen Brief schreibe. Wir liegen hier auf dem Truppenschießplatz bei den Orten P S Diese werden jetzt wohl oft in den Zeitungen genannt werden. Ich werde Euch in wenig Worten ohne Uebertreibung unser Gefecht vom 9. Januar schildern. Am 8. Januar, abends 9 Uhr rückten die Verstärkungen in die Reservestellungen und die übliche Tagesbefehung hielt den Graben besetzt. Plötzlich — es war halb 8 Uhr — setzte ein derartiges Artillerie-Schnellfeuer auf unseren Schützengraben ein, daß wir völlig zugebedt wurden. Was ich vermutete, trat ein. Die Franzosen beabsichtigten einen Sturm. Was ich tun konnte, tat ich. Im größten Feuer suchte ich meine Leute mit Gewehren und Munition zu versorgen. Auf die Dedung steckten wir die deutsche Flagge. Wir wollten in dem Graben bis zum Tod aushalten. Es war aber auch das Beiden für unsere Artillerie, daß sie uns nicht beschöß. 10 Uhr verstummte das Artilleriefeuer und die französische Infanterie stürmte unseren Graben. 22 Mann hatte ich noch zur Verfügung, mit denen ich schoß, was aus unseren Gewehren herausging. Doch vergebens. Immer näher kommt der Feind. Jetzt ist er in unserem Graben. Schnell ließ ich aus Sandfäcken eine Barrikade bauen, von da aus den Graben verteidigend. Bis 1/2 Uhr hielten wir aus. Dann fakte ich mir ein Ders. Ein weißes Taschentuch auf das Gewehr gebunden, ging ich auf die Franzosen zu und bedeutete deren Führer (es war ein Hauptmann), er solle sich ergeben, da ich sonst Handgranaten werfen lasse, vor denen die Franzosen fürchtbare Angst haben. Unterdessen waren unsere Reserven herangekommen. Der Kapitän hielt weiteren Widerstand für nutzlos. So konnten wir um 2 Uhr 120 Franzosen gefangen nehmen. Welch eine Freude herrschte bei unseren Kameraden, denn sie hatten uns alle Verloren gegeben. Der Dank unserer Führung blieb nicht aus. Der Kronprinz hat unsere Namen verlangt und will uns in nächster Zeit besuchen. Ich hatte mein Leben abgeschlossen. Euch aller gedachte ich noch einmal, dann dachte ich nur an Gott, den ich mit lauter Stimme um Schutz bat. Er hat mich anädla behütet, Ihm sei die Ehre und der Dank allein. Ich kann die Bewegung meines Herzens nicht in Worte fassen.

